Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift

Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz

Band: 74 (2003)

Heft: 9

Artikel: Das Lighthouse Zürch [i.e. Zürich] wehrt sich gegen die Schliessung oder Umwandlung in ein Behindertenheim : "Sterben in Würde braucht Zeit"

Autor: Rizzi, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-804779

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

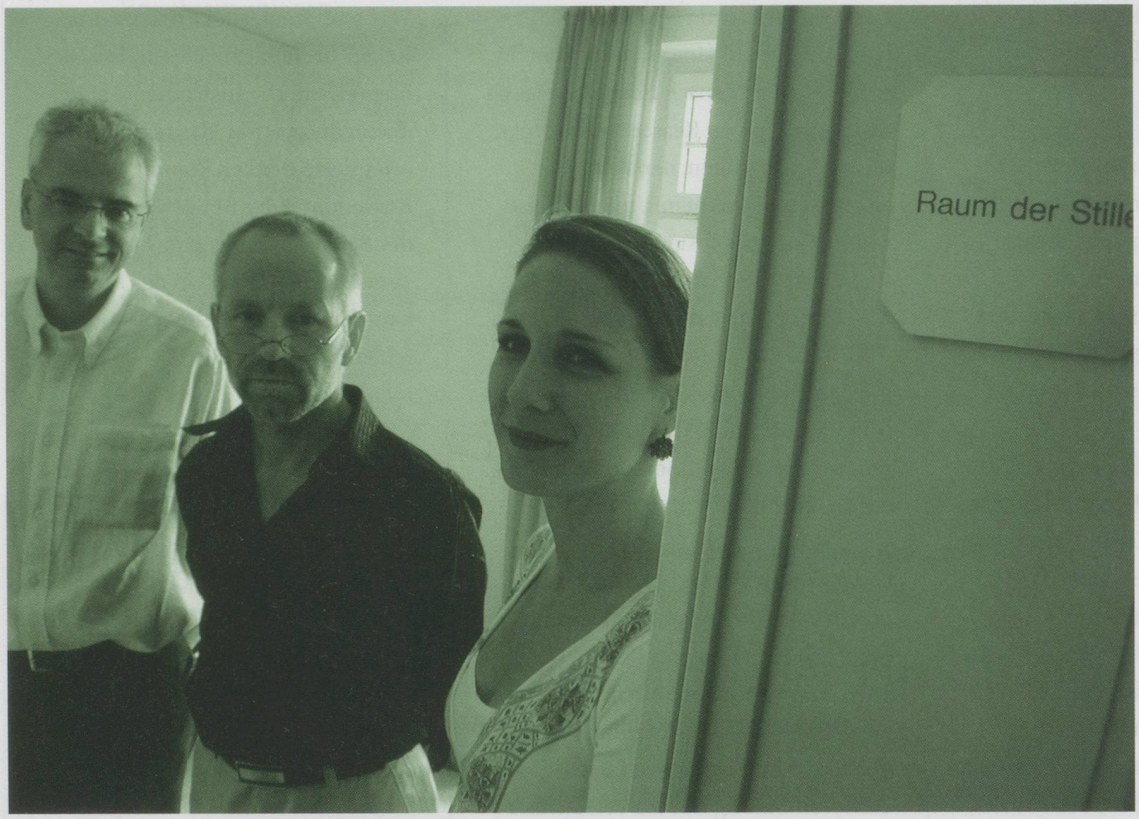
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Lighthouse Zürch wehrt sich gegen die Schliessung oder Umwandlung in ein Behindertenheim

«Sterben in Würde braucht Zeit»



Mario Odoni (l.), Reinhard Baumann und Sabine Grieder Gomez kämpfen um das Weiterbestehen des Zürcher Sterbehospizes.

Das Zürcher Lighthouse kämpft ums Überleben. Der Kanton will das Haus nicht als Sterbehospiz anerkennen. Für Schwerkranke gäbe es genug Angebote. Die, die im Lighthouse arbeiten, sehen es anders. Sie haben, was in den meisten Akutspitälern fehlt: Zeit.

Aids hat in der Schweiz seinen tödlichen Schrecken verloren. Im letzten Jahr starben in der Schweiz gemäss Statistik 42 Personen an der Immunschwächekrankheit. Vor zehn Jahren waren es noch 700 Todesfälle. Immer mehr Aidspatienten können dank der verbesserten Therapiemöglichkeiten jahrelang selbstständig bleiben. Das ursprünglich als Sterbehospiz konzipierte Lighthouse wurde deshalb immer mehr zur Langzeitpflegestation, in der nebst medizinischen Problemen auch Sozialberatung gefordert ist. «Dafür aber sind wir nicht ausgerüstet», sagt Hospizleiter Mario Odoni. Nachdem in den vergangenen Jahren die Zahl der Patienten kontinuierlich gesunken war, wollte das Sterbehaus sich deshalb auch für Krebspatienten und andere Schwerkranke öffnen. Doch der Kanton verweigerte in diesem Frühjahr die dafür nötige Subventionierungserhöhung und die Aufnahme in die Spitalliste.

Die grösste Angst ist die, allein zu sein

Um die unvermeidbare Schliessung oder komplette Neuausrichtung zu verhindern, wehren sich nun das Personal und der Stiftungsrat des Lighthouse mit einer Volksinitiative (vgl. Kontext). Denn wer hier arbeitet, tut

dies aus Überzeugung. «Sterben wird in der Gesellschaft als Misserfolg gesehen. Dabei kann die letzte Lebensphase eine sinnvolle und schöne Zeit sein», findet Heimarzt Reinhard Baumann.

Draussen braut sich ein Gewitter zusammen. Trotzdem wirkt das Jugendstilhaus am Zürichberg lichtdurchflutet. Die Wände sind gelb und grün-blau tapeziert. Bunte Vorhänge, Bilder und Sonnenblumen in Vasen verbreiten ein wohliges Gefühl der Geborgenheit. Und die Zeit scheint stillzustehen.

Die 16 Einzelzimmer sind ein letztes Zuhause. Manchmal nur wenige Tage, manchmal Jahre, in den meisten Fällen einige Wochen. Einige, die darin wohnen, bringen ihr Haustier mit. Kein Amoniakgeruch, keine kahlen Spitalgänge, kein Neonlicht. Der Tod ist hier allgegenwärtig, aber nicht die Furcht vor ihm. «Viele Sterbende fragen: Was passiert danach mit mir und mit meiner Familie?», erzählt Pflegedienstleiterin Sabine Grieder Gomez. Gemeinsam wird in dieser letzten Zeit alles besprochen – die Kleider, die für die Aufbahrung angezogen werden sollen, die letzte Verfügung, das Bestattungsverfahren.

24 Stunden im Tag ist für jeden Patienten eine Betreuung da. Denn die grösste Angst ist diejenige vor dem Alleinsein. «Manchmal helfen schon kleine Dinge, etwa die Tür offen oder das Licht in der Nacht brennen zu lassen», sagt Grieder. Oft verabschiedet sie sich bewusst von den Sterbenden, wünscht ihnen alles Gute auf ihrem Weg. Manchmal blättert sie viel später im Gedenkbuch, erinnert sich. Manchmal kommen die Angehörigen noch einmal zu einem Kaffee vorbei. Und die Zeit scheint stillzustehen.

Manchmal bricht das Elend durch

«Sterben in Würde braucht Zeit», sagt Baumann. Gemeinsam mit Seelsorgern, Pflegenden und Angehörigen nimmt er sich Zeit, in die 16 Einzelzimmer zu schauen, was in den letzten Tagen und Stunden eines Lebens wichtig ist. «Ich bin nicht Macher, sondern Berater», meint er und versucht herauszufinden, welche Wünsche ein sterbender Mensch hat, wie viele Medikamente, wie viele Schmerzmittel es braucht, ob eine Zusammenarbeit mit externen Spezialisten nötig ist. Und erklärt immer wieder. Er wolle, sagt er, die Schmerzen nehmen, damit in der letzten Lebensphase noch Platz für anderes da sei. Einen weissen Kittel trägt er nicht.

Aber manchmal bricht trotz bunten Tapeten und Blumen das Elend durch. Manchmal bleiben die Ängste. Manchmal gelingt das Sterben nicht so würdevoll und schmerzfrei wie geplant. «Aber am Schlimmsten ist es, wenn Kinder allein zurückbleiben», sagt Grieder. Bei Aidspatienten hat sie das früher oft miterlebt. «Die palliative Betreuung macht uns bewusst, dass allem eine Grenze gesetzt ist», sagt Odoni. «Aber das Bewusstsein dieser Endlichkeit kann auch bereichernd sein.»

Im Gegensatz zum Spital ist der Tod im Lighthouse nicht das Ende. Der verstorbene Mensch wird auf seinem Bett aufgebahrt. Am Hauseingang brennt eine Kerze. Im Zimmer verbreitet eine Duftlampe ihren Geruch. Das Gedenkbuch wird aufgeschlagen. Mindestens jemand vom Pflegeteam kommt an die Abdankung. Viel später im Jahr lädt das Hospiz die Angehörigen der Verstorbenen zu einem gemeinsamen Gedenkanlass ein. Denn ein Tod in Würde braucht Zeit.

Text und Foto: Elisabeth Rizzi

«Die Patienten würden nur abgeschoben»

Hans-Peter Portmann über die Rettungsszenarien des Lighthouse

■ FZC: *Herr Portmann, der Stiftungsrat hat im Frühling eine Volksinitiative zur Rettung des Lighthouse lanciert. Wie viele Unterschriften haben Sie schon?*

Hans-Peter Portmann: Wir haben die zur Einreichung nötigen 10 000 Unterschriften bereits seit längerer Zeit zusammen. Aber wir haben trotzdem bis Ende der Sommerferien weiter gesammelt. Denn wir sind auf eine grosse Solidarität angewiesen.

■ FZC: *Was sind die nächsten konkreten Schritte?*

Portmann: Bereits für das kommende Jahr wurde der Personalbestand im Lighthouse um 40 Prozent gekürzt. Deshalb brauchen wir vor allem die politische Unterstützung, damit unsere Initiative vordringlich behandelt wird. Ansonsten droht die Schliessung.

■ FZC: *Wie wird die Kampagne aussehen?*

Portmann: Wir hoffen, dass möglichst wenige Spendengelder dafür nötig sind. Schliesslich spenden die Leute ja für die Patienten, nicht für die Kampagne. Argumentativ werden wir vermitteln, dass das Sparargument des Kantons nicht zieht. Wenn wir schliessen, werden die Patienten einfach an andere - in der Regel kantonale - Spitäler abgeschoben.

■ FZC: *Was passiert, wenn die Initiative vom Stimmvolk abgelehnt wird?*

Portmann: Für den Stiftungsrat kommt nichts anderes infrage, als das Sterbehospiz in irgendeiner Art weiterzuführen. Alles andere würde dem Stiftungszweck widersprechen.

Hans-Peter Portmann ist Präsident des Stiftungsrates des Zürcher Lighthouse.